

Susanne Krahe

Einladung ins Nichts¹

Einführung

Ich habe vor, Ihnen einen unkonventionellen Vortrag zuzumuten. Er beginnt nicht wie üblich mit der Vorstellung der Referentinnen, sondern er lädt Sie ein, mir ohne Vorbereitung in ein „Nichts“ zu folgen.

Gibt es überhaupt ein solches „Nichts“? Schon der Vorsokratiker Parmenides von Elea meinte um 500 v.Chr., dass etwas, das nicht sei, eben völlig unerforschlich und eigentlich undenkbar sei. In dem Moment, wo es als „Nichts“ benannt wird, ist es allerdings schon nicht mehr Nichts. Auf dieser Schiene haben viele Philosophen sich auf die Spur des „Nichts“ begeben. Noch der französische Dekonstruktivist Jacques Derrida (1930-2004) schlägt in eine ähnliche Kerbe, wenn er behauptet, das wirkliche Nichts äußere sich im Schweigen. Indem man über es spricht oder nachdenkt, hebt man es auf.

Ich bin aber nicht zu Ihnen gekommen, um mit Ihnen zusammen zu Schweigen, sondern um zu kommunizieren, und zwar über das spezielle Nichts einer späterblindeten Frau ohne Sehrest. Dazu habe ich einige Textpassagen aus meiner [Autobiografie](#) mitgebracht.

Text 1: Anschreiben gegen die Lücke

Was sieht frau, wenn sie nichts mehr sieht? Ich sehe das Nichts... Dieses materialisierte Nichts, das mich umhüllt, hat eine Tiefe, ein intensiv empfundenes Blau, ohne blau zu sein. Es füllt die Lücke, die die Farbe Blau mit sich gerissen hat, voll aus; das, was bleibt, wenn die Farben sich verflüchtigen. Es ist eine schwere, berückende Anwesenheit wie der Atem von toten Hausbewohnern, der Jahre nach deren Abschied immer noch durch die Gemäuer fliegt. Ich könnte eine Mauer vor der Stirn behaupten, eine Einsperrung dicht vor den Wimpern. Aber selbst das wäre gestrotzt. Mein Ausblick ist vollkommen leer. Zwischen Gehirn und Auge ist die Leitung zerrissen: Kein Sehnerv, kein Signal, keine Abstufungen in Dunkel und Hell.

Um sicher zu gehen, ob ich meine Lider offen oder geschlossen halte, muss ich mich konzentrieren, und die Sonne muss mich stechen, um von mir bemerkt zu werden.²

Ich habe diesen Text geschrieben, ohne mich vorher mit der Möglichkeit oder Unmöglichkeit von Nichts beschäftigt zu haben. Inzwischen weiß ich, dass es in der Philosophie auch das sogenannte „nihil privativum“ gibt, das sich durch den Mangel von Etwas definiert, etwa die Dunkelheit als Mangel von Licht, oder das Schwarzweiß als Mangel von Farbe. Diesem Begriff von Nichts kommt eine Erblindung ohne Sehrest wohl am nächsten. Es ist wie eine Lücke, die sich, wenn überhaupt, nur durch Versprachlichung anfüllen lässt. Ein solches Anschreiben und Andenken gegen die Lücke hat immer etwas von Rebellion. Es muss den Mangel in der eigenen Existenzform einräumen, will ihn sich aber nicht gefallen lassen, und unterliegt immer wieder der Versuchung, ihn zu bestreiten.

Aus der Balance. Entfremdeter Körper im verlorenen Raum

Ich will nun versuchen, die Blindheit möglichst „neutral“ und ohne Wertungen als Phänomen zu beschreiben, befürchte allerdings, dass mir dieses Vorhaben aus meiner Binnenperspektive als Späterblindete nicht gelingen kann. Ohne persönliche Illustrationen bleibt manche Behauptung abstrakt – und wahrscheinlich gibt es „die“ Blindheit so wenig wie „die“ Blinden.

Medizinisch bedeutet die Erblindung den Totalausfall des Sehsinns durch Zerstörung der nervlichen Verbindung zwischen Gehirn und Auge. Da der Seh sinn in unserem Sinnensystem dominant ist, bewirkt der (seh)restlose Ausfall gravierende Rückkopplungen nach Außen (soziale Desintegration, räumliche Desorientierung etc). Aber der Verlust von Augenlicht und Augendunkel destabilisiert natürlich auch den Körper selbst in seiner ganzheitlichen Integrität. Er findet sich in einem Zustand der Selbstentfremdung wieder, weil er zum Beispiel seine eigenen Grenzen nicht mehr sieht „Wo fange ich an, wo höre ich auf? Welchen Raum beanspruchen meine eigenen Bewegungen, wenn sie nicht mehr punktgenau auf ein Ziel zusteuern können und alles, was ihnen in die Quere kommt, umstoßen?“

Der Ausfall des Sehsinns wirkt sich außerdem auf andere Bereiche des Sinnensystems aus: Kurz nach Eintritt einer Vollerblindung fällt der Gleichgewichtssinn aus. Der erblindete Mensch erfährt Schwindel, der sich weder als Dreh-, noch als Schwank- oder Lagerungsschwindel definieren lässt. Gleichzeitig intensivieren sich andere Sinne in einem irritierenden Ausmaß. Das Ohr nimmt die Welt als Lärm wahr, die Nase verzieht sich vor ihrem Gestank, der Tastsinn hat sich im optischen Nichts noch nicht genug entwickelt, um kompensatorisch zu wirken.

Kurzum: Das System Körper muss sich in sich selbst neu ordnen. Das Gehirn muss neue Verknüpfungen herstellen und die alten Schaltkreise quasi neu programmieren. Ist das eine Rekonstruktion der Wirklichkeit, oder eine Neukonstruktion? Die Jahre, die ein erblindeter Mensch sehfähig war, sind einerseits nützlich, andererseits störend. Sie haben so tiefe Spuren im Gehirn hinterlassen, dass auch nach einem halben Leben Blindheit diese alten Schaltkreise aktiv bleiben. Das zeigt sich in einem absurden Traum, den ich zwei Dutzend Male geträumt habe.

Ein Traum vom sehenden Blindsein

Ich sitze in einer Runde von mir bekannten Menschen; auch solchen übrigens, die ich nie gesehen habe. Ich kann sehen wie alle anderen, und ich beteilige mich an dem Gespräch. Irgendwann aber zeige ich auf meinen Blindenstock und bestehe darauf, dass ich doch blind bin. Ich weiß also über die Veränderung meiner Rahmenbedingungen Bescheid, aber mein Körper will sie nicht wahr haben. – Eine absurde Situation, die ein Stück Zerrissenheit spiegelt, das für alle Bewohner von zwei Welten typisch sein könnte. Andererseits führt gerade dieser Traum mir nachts „vor Augen“, dass die Jahre des Sehens auch eine Schatztruhe sind, aus der ich als Blinde immer wieder schöpfen kann. Sie bilden die Grundlage dafür, dass mein Kopf in der Lage ist, Gegenstände zu visualisieren. Sie haben die Schubladen bereitgestellt, in die ich als Blinde Stimmen“typen“ einordnen kann, um die komplexe Wirklichkeit auf bekannte Muster zu reduzieren.

Intensivierung des Körperbewusstseins

Wie ich schon sagte: Die Erblindung wirft einen Menschen ganz auf bzw. in den eigenen Körper zurück. Dieser Körper ist störanfällig, verletzlich, aber auch ungemein kompensations und erneuerungsfähig.

Einige Zeit nach einer Vollerblindung wird nun - automatisch oder durch die notwendige Konzentrationsarbeit, jenen erzwungenen Blick nach Innen - das Sinnen- und Körperbewusstsein intensiviert. Die Frage „Wo fange ich an, wo höre ich auf?“ erhält eine ertastete Antwort, das Hören, Schmecken und Riechen wird gezielt zum Informationsgewinn eingesetzt. Bei dieser Neuausrichtung von Geruchs- und Geschmackssinn treten ästhetische Genüsse hinter einem instrumentalisierten Einsatz zurück, der sich auch als „Abhärtung“ verstehen lässt. Ekel, Übelkeit und Schmerz werden weitgehend neutralisiert und nach ihrem Informationswert bemessen. Eine ähnliche Funktionalisierung erfährt der Tastsinn. Die Kollision von Körperteilen mit Möbelstücken ist schmerzhaft, liefert aber verlässliche Informationen über den Raum und Barrieren.

Incurvatus in seipsum

Diese Formel soll noch einmal zusammenfassen, wie hochgradig anders sich die Wirklichkeit durch den Ausfall des Sehens gestaltet. Ursprünglich ist sie eine Charakterisierung Martin Luthers, des stets um sich selbst und das eigene Heil kreisenden Menschen. Damit deutet sie die größte Gefahr an, die mit einer Erblindung vor der Tür lauert: Extreme Egozentrik und äußerste Subjektivität. Im populären Verständnis sind das negative Charaktereigenschaften. Im Miteinander von sehfähigen und nicht sehfähigen Menschen könnte aber die subjektive – und das heißt meist „falsche“ – Wirklichkeitswahrnehmung der Blinden auch die Wirklichkeitsdeutung der Sehenden in deren Subjektivität sichtbar machen.

Die Anwesenheit der verschwundenen Welt

Ein blind in sich selbst verkrümmter Mensch könnte leicht auf die Idee verfallen, dass die Welt verschwunden ist und die Signale, die er über seine anderen Sinne empfängt, sich nur im eigenen Kopf bewegen. Um dieser äußersten Isolation zu entgehen, bedarf es der eigenen „Entkrümmung“ und Zuwendung zu einer Welt, die sich ohne die Verbindung zum Sehsinn ganz anders darstellt als vorher.

Es ist eine Welt ohne Horizont, das heißt: Eine extrem verengte Welt ohne Dimensionen und ohne Distanzen. Höhe, Breite und Tiefe müssen ertastet bzw. abgeklopft oder abgeschritten werden; ein punktuell Berühren reicht nicht, um die Komplexität der Umgebung zu erfassen. Ihr unsichtbarer Zustand macht sie zu einer Quelle vielfacher Gefahren. Sicher ist nur ein selbst gestalteter und durch vielfache Wiederholung abgetasteter Raum. Jeder unbekannte, schlecht beschriebene oder unverhofft veränderte Raum ist feindselig, da mit Hindernissen gespickt.

Auch Menschen können solche Hindernisse darstellen, wenn sie in großen Massen und überwiegend als Ellenbögen den Raum durchkämmen. Erst, wenn sie sich als ein Gegenüber auf das Gegenüber des Vollblinden einstellen, werden sie als Einzelperson(en) erfasst und gewürdigt. Sie treten als Stimme auf, und in dieser Stimme schwingen neben den mehr oder weniger sachlichen „Infos“ immer auch Lebenserfahrungen, Charakter und spontane Gefühle mit. Vermutlich lässt sich die menschliche Stimme weniger beherrschen als die menschliche Mimik. Das heißt allerdings nicht, dass ein Gegenüber, das als Stimme begegnet, kein reduziertes Gegenüber wäre. Ein Großteil der menschlichen Kommunikation vollzieht sich über den Einsatz von Gesten, und die sind ohne den Sehsinn nicht identifizierbar.

Der blinde Mensch kann präzise Beschreibungen und klare Ansagen am besten umsetzen. Sie werden aber nichtssagend, wenn sie die räumliche, mehrdimensionale Wahrnehmung der Sehenden artikulieren. Eine Vollerblindete ohne Sehrest kann zum Beispiel mit Wörtern wie „geradeaus, hier, dort, drüben“ nichts anfangen, weil ihr der Ausgangs- bzw. Orientierungspunkt fehlt, an dem eine Position sich ausrichtet.

Ich hatte schon mehrfach anklingen lassen, dass der Tastsinn die wichtigste Brücke zwischen dem visuellen „Nichts“ und der verschwundenen Welt ist. Die Welt will umarmt werden, um erkannt zu sein. Real ist nur, was sich anfassen lässt; was rund oder eckig, schmierig oder glatt ist. Das Ertasten – und nur das Ertasten – gibt eine Idee von der Mehrdimensionalität der Wirklichkeit. Mit dem Tastsinn rückt die Welt ihrer blinden Bewohnerin aber nicht nur ins Bewusstsein, sondern arg auf die Pelle. Ein Rückzug in den distanzierten Beobachterstatus ist nicht möglich. Gleichzeitig fehlt aber auch der Überblick, der zum Beispiel die Einordnung des eigenen Körpers in die räumlichen Gegebenheiten ermöglichen könnte. Die Intensivierung der haptischen Fähigkeiten bringt also nicht nur eine intensivere Körperwahrnehmung mit sich, sondern eine punktuelle, tiefere Welt- oder Wirklichkeitswahrnehmung – mit Verletzungsrisiko. Tasten kann wehtun, wenn es zum Beispiel aus einem Griff in den Kaktus oder dem sprichwörtlichen Griff ins Klo besteht.

Die Welt im Spiegel fremder Augen

An dieser Stelle komme ich auf das zweite Stichwort meines Vortragstitels zu sprechen, die Bezogenheit. Wenn der Beziehungsbegriff auf Gegenstände ausgedehnt wird, so ergibt sich die verstärkte Bezogenheit einer vollblinden Person bereits daraus, dass sie sich tastend und fühlend auf eine Welt mit Verletzungspotentialen einlässt. Um von einem unbekanntem Ort zum nächsten zu gelangen, muss sie sich führen lassen. Einen Teil der jeweiligen Umgebung nimmt sie spürend und hörend wahr. Den komplexen Rest „sieht“ sie nur im Spiegel fremder Augen. Das heißt, dass die Wirklichkeit, die ihr durch eine Bezugsperson zugänglich gemacht wird, erst mal die Wirklichkeit der Bezugsperson ist; mit deren eigenen Wertungen, Maßstäben, Vorurteilen und Deutungen.

Damit komme ich zu einer der meist gestellten Fragen: „Und was ist mit den Farben“? Wer sein halbes Leben lang gesehen hat, verliert kaum je seine Vorstellung von den Grundfarben. Mit den Mischfarben, erst recht mit modernen Farbbezeichnungen ist es allerdings nicht so gut bestellt. Sie beweisen immer wieder, wie sehr ein Mensch ohne Sehrest allmählich aus der Zeit fällt und die realen Veränderungen einer Wirklichkeit, die ihm nur im Spiegel der Anderen zugänglich ist,

nicht mitgehen kann. Moden, Fortschritt, Entwicklungen sind diesem „abgeschnittenen“ Menschen nicht direkt nachvollziehbar – und werden mit der Zeit immer unwichtiger für ihn. Auch wenn sich kaum überprüfen lässt, wie sehr die introvertierte, die innere Welt einer erblindeten Person von der Außenwelt abweicht, spricht viel für die Annahme, dass selbst dort, wo eine erblindete Person sich neue Bilder in den Kopf fantasiert hat, diese Bilder eine vollkommen andere Welt illustrieren als die Welt, der Sehende sie entnommen und beschrieben haben. Sehen die Blinden die Welt deshalb „falsch“? Gerade die Unterschiede, die ich von sehender Seite bei Beschreibungen „ein und derselben“ Farbe einsammeln und amüsiert zur Kenntnis nehmen kann, nehme ich gern als Beleg für die These, dass alle Menschen, ob blind oder sehend, sich ihre eigene Wirklichkeit konstruieren und für objektiv halten.

Ähnliches gilt für die ästhetischen Kategorien von Schönheit und Hässlichkeit. Den unvermeidlichen Werturteilen gegenüber, die sie enthalten, verfügt der vollblinde Mensch über eine beachtliche Freiheit. Er reagiert nicht emotional auf Entstellungen. „Hässlichkeit“ stößt nicht ab, „Schönheit“ zieht nicht an. Merkmale wie Hautfarbe oder Figur spielen keine Rolle, solange sie ihm nicht von sehender Seite verraten werden.

Das gespiegelte Ich

Es entbehrt nicht der Ironie, dass ein Mensch, der selbst nichts sieht, stets beobachtet wird – und wird eine vollblinde Frau nicht auch stets beurteilt, und zwar nach den Kriterien der Sehenden?

Möglicherweise offenbare ich mit solchen Fragen eine persönliche Unsicherheit oder auch das – für einen ehrgeizigen Menschen belastende – Gefühl, den Kriterien der sehenden Umwelt nicht zu genügen. Jedenfalls zähle ich Ihnen im Folgenden keine „objektiven“ Spiegelungen des eigenen Ichs auf, sondern meine subjektive Spiegelung dieser Spiegelungen. Sie sind nicht mit meinem Selbstbild zu vereinbaren. Ich selbst bewege mich langsam, aber konzentriert. Auf meine Umwelt wirken alle suchenden, vorsichtigen und wiederholten Bewegungen dagegen „tappsig“. Ich fühle mich „bezogen“, aber nicht hilflos oder fremdbestimmt. Andere

fragen – sich oder mich? – wohin „wir Dich setzen sollen“. Sie wollen „auf mich aufpassen“, stoßen und schieben mich in die Richtung, die sie als mein Ziel bestimmen. Ich bin auf Führung angewiesen, wenn ich durch die Stadt gehe, werde von meinen Begleiterinnen aber nur „abgeliefert“ wie ein lästiges Paket. Zu meiner Identität gehört, dass ich immobil bin. Aber man lädt mich zu einer Geburtstagsfeier ein und versäumt nicht, gleich klarzustellen, dass man mich aber nicht abholen könne. In der Kaffeerrunde hätte ich mich zugehörig gefühlt. Da ich aber die Bedingung der Mobilität nicht erfülle, bleibe ich draußen.

Diese Degradierungs- und Verletzungserfahrungen kennt jeder Mensch mit Behinderung. Sie haben nur mit den Folgen, aber nicht mit der restlosen Blindheit an sich zu tun. Typisch für den Umgang mit blinden Zeitgenossen ist jedoch, dass nicht sie selbst, sondern ausschließlich die Begleitperson angesprochen und angeschaut wird. Ein Arzt erlaubte meiner Haushaltshilfe kürzlich, und zwar ohne mich, die Patientin, vorher gefragt zu haben, bei der Untersuchung anwesend zu sein. Bei einer sehenden und mobilen Person hätte er sich einen solchen Entprivatisierungs- und Entmündigungsversuch wahrscheinlich nicht erlaubt.

Zur Rekonstruktion bzw. Neukonstruktion der Wirklichkeit nach einer Erblindung gehört die Erfahrung, dass sich mit der eigenen Rolle in einem Beziehungssystem auch das System ändert. Familiäre, freundschaftliche und berufliche Beziehungsgefüge werden nicht weniger destabilisiert als der Körper im unsichtbar gewordenen Raum. Wenn die Inkongruenzen in den Beziehungen zu massiv werden, stehen die Beziehungen sofort auf dem Prüfstand.

¹ Dieser Text basiert auf dem Vortrag „Wirklichkeitskonstruktionen und Bezogenheit“ im ISS Hamburg vom 16.04.2018

² Krahe, Susanne: Der Geschmack von Blau. Was ich weiß, seit ich nichts mehr sehe. Autobiografie, 2. Auflage, Neukirchen-Vluyn 2015, S. 15f